UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

5554
Ywi

Schiller und die Gegenwart

Rede

zur Gedächtnisfeier bei der
hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages
an der Universität Heidelberg
gehalten
von

Wilhelm Windelband

80175
5/9/

Heidelberg 1905
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 35.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.*)

Die Zusage haben die Götter dem Dichter gehalten. Aus dem engen dumpfen Leben hat er sich hinaufgeflüchtet in das Reich der ewigen Gestalten, und mit glänzender Fülle hat ein neues Leben hier ihn umfangen, eine höhere Welt, die er selbst aus dem Innern heraus vor uns aufgebaut hat, mit all ihrer Farbigkeit und Bewegtheit. Aber das Bewußtsein geht durch all seine Schöpfungen hindurch und tritt uns unverkennbar entgegen, daß diese ästhetische Welt eine neue, eine andere ist als die der gemeinen Wirklichkeit. Schiller hat das künstlerische Selbstbewußtsein von der Erzeugung der Gegenstände aus der formenden Kraft des Geistes, dieses theoretische Bewußtsein vom Wesen der Kunst, das ihm mit Goethe gemeinsam war, nicht nur in seinen begrifflichen Darstellungen mit voller Deutlichkeit ausgesprochen, sondern auch in seiner Dichtung selbst stetig

*) Die Feier wurde durch den Vortrag von Haydns Komposition der „Teilung der Erde" eingeleitet.

durchfühlen lassen. Er ist nach seiner eigenen Begriffsbestimmung der sentimentalische Dichter, der den Gegensatz von Idee und Wirklichkeit, sei es elegisch, sei es satirisch, zum Ausdruck bringt.

Gerade deshalb ist es geläufig geworden, von der Weltfremdheit und der Unwirklichkeit seiner Dichtung zu reden. Ja es scheint wohl, als wäre er eben damit der Typus seiner Zeit, in der das deutsche Volk mehr als je die Rolle des Poeten spielte, der bei der Teilung der Erde zu spät gekommen ist und sich damit begnügen muß, sich eine innere Welt der Bildung in Dichtung und Philosophie aufzubauen. Meinten doch die großen Träger jener Bildung selbst, die Schöpfung dieser geistigen Welt und die Ausprägung reiner und höchster Menschlichkeit sei die eigenste Aufgabe und die wahre Mission des deutschen Volkes, dem zu gemeiner politischer Machtentfaltung die Fähigkeit abgehe. Auch Goethe und Fichte haben nicht anders gedacht.

Wenn das richtig wäre, wenn es das Einzige bedeutete, oder auch nur das Wichtigste, was Schiller uns zu sagen hat, wie käme es dann, daß, wie der heutige Tag uns zeigt, dieser Dichter noch immer der populärste und gefeiertste ist, der als ein Heros

unseres nationalen Lebens seine begeisternde Wirkung mehr als irgendein anderer beweist? Was wäre er dann noch für ein Volk, das, wie wir alle Tage hören können, ein ganz anderes geworden ist und sich etwas darauf zugute tut, daß es nun doch seinen Platz in der Welt noch eingenommen hat? Was hätte er noch einer Zeit zu sagen, worin gar viele sind, die da meinen, wir hätten es nicht mehr nötig, in die Welt des schönen Scheins zu flüchten, wo wir eine so genügende Wirklichkeit besitzen? Sind wir nicht dieser Abwendung von der Realität, diesem Leben im Reich der Träume, diesem Pathos des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit innerlichst entfremdet?

Wer so denkt, dem muß freilich immer noch Schiller als eine große Gestalt unserer Vergangenheit gelten, in deren Denken und Dichten einer der entscheidenden Momente unserer nationalen Geschichte seinen vollkommenen Ausdruck gefunden hat. Es ist eine Tatsache, die mit keiner andern aus dem ganzen Reiche der Geschichte verglichen werden kann, daß unser Volk seine Einheit und Selbständigkeit im geistigen Leben geschaffen und besessen hat, bevor es ihm gelang, sie im äußeren Leben zu erwerben. Wir

sind literarisch ein Volk gewesen, ehe wir es politisch waren. Für diesen großen Moment unserer Geschichte ist Schiller die typische Persönlichkeit. Er ist derjenige, in welchem zuerst und mit deutlichstem Bewußtsein die beiden großen Bildungswelten der königlichen Geister, die Kantische Philosophie und die Goethesche Dichtung, in ihrer Zusammengehörigkeit und ihrer innersten Gemeinsamkeit verstanden und in Einklang gesetzt worden sind. Und Höheres als diese drei: Goethe, Kant und Schiller, haben wir noch heute nicht in all unserm geistigen Besitz. Schon das also darf als reicher Gewinn gelten, daß die beispiellose Einmütigkeit und die Erhebung, womit heute weit über alle Scheidungen der Zeit hinaus den Manen Schillers gehuldigt wird, ein lebendiger Ausdruck dafür ist, daß das Bewußtsein dieser Tatsache und ihrer unvergänglichen Verknüpfung mit der Gestalt Schillers noch nicht erloschen ist. Ja, es mag der dauernde Segen dieser Feier darin bestehen, daß wir uns wieder tatkräftig darauf besinnen, an diesem höchsten Gut unseres nationalen Lebens unverbrüchlich festzuhalten. Wenn heute die Hunderttausende zu seinem Bilde wallen, um andachtsvoll seinen hehren Worten zu lauschen, wenn die Glocken

hallen und die Feuer auf den Bergen leuchten, so wollen wir darin den Instinkt der Nation sehen, der sich zu dem eindrucksvollsten Träger ihrer geistigen Geschichte freudig bekennen will: keine panegyrische Verirrung, keine legendarische Verschiefung, keine tendenziöse Verzerrung soll uns diesen wertvollsten Sinn des heutigen Tages verderben.

Schiller selbst wäre vielleicht mit solcher rein historischen Anerkennung durchaus zufrieden. Er hat selbst gesagt, daß es ihm nicht auf Lehren und Wirken ankomme, daß all sein Dichten und Denken, all seine schriftstellerische Tätigkeit nichts anderes sei und als nichts anderes gelten wolle, denn als die Entfaltung seiner Persönlichkeit, als die lebendige und allseitige Ausgestaltung seines eigenen Wesens. In jenem wunderbaren Selbstbekenntnis, das er in dem mehrfach veränderten Konzept eines Briefes an Fichte niedergelegt hat, spricht er es mit stolzer Bescheidenheit aus und zugleich mit der echtesten Wahrheit der historischen Weltanschauung, daß er nichts anderes sein wolle, als er selbst in seiner unwiederholbaren Individualität, daß er aber als solche in der Tat auch von der Zukunft anerkannt, verstanden und gewürdigt werden würde. Daher hascht er nicht

nach Popularität; er hat es sich zur Maxime gemacht, dem Publikum seiner Zeit, dessen Geschmack er verachtet, auch nicht die geringsten Zugeständnisse zu machen und in all seinem Schaffen nur die innere Wahrheit seiner eigenen künstlerischen Natur walten zu lassen. Wie ist, müssen wir fragen, ihm, dem Vornehmen, all diese Fülle von Popularität, von begeisterter Aufnahme, von grenzenloser Wirksamkeit dennoch zugefallen?

Hier können wir nur Aufschluß finden, wenn wir versuchen, in den innersten Kern dieser Individualität einzudringen und von ihr aus die Gesamtheit seiner Lebensarbeit zu verstehen. Denn das ist für jeden, der Schiller mit reiferem Verständnis entgegentritt, zweifellos der Haupteindruck, daß sein ganzes Leben die ernsteste Arbeit an sich selbst und an der bewußten Selbstverständigung seiner eigenen Natur gewesen ist: und das ist in seinem Ringen das Eindrucksvollste, das wahrhaft Ehrfurchtgebietende, daß er diese Lebensaufgabe mit aller Vollständigkeit gelöst hat. Der Sinn aber dieser Lebensaufgabe, das Problem, das sie bestimmt, ist gerade dadurch gegeben, daß es ein Dichter ist, eine gottbegnadete Künstlernatur, die sie sich stellt. Denn sie besteht

in nichts anderm als in der Frage, welche Bedeutung der Kunst selbst in den Wertzusammenhängen des Menschenlebens zukommt. Sie war Schiller gestellt durch seine eigene Natur, in der sich die völlige Unmittelbarkeit und naturwüchsige Ursprünglichkeit des dichterischen Schaffens mit der Neigung zur Reflexion, mit der Kraft der bewußten Selbsterziehung in einer wunderbaren Weise paarte. Der Künstler und der Denker sind zu unlöslicher Einheit in ihm verbunden, und darin eben besteht jene Eigenart seines Wesens, die er sich bewußt war, in jeder seiner Schöpfungen zum lebendigen Ausdruck zu bringen. Man soll nicht sagen, denn man würde damit ihm die größte Ungerechtigkeit erweisen, daß diese seine Natur ihn gehindert habe, ebenso zum vollkommenen Künstler, wie zum vollkommenen Denker zu werden. Er hat geleistet, was er von sich wollte: diese beiden Seiten seiner Natur zu einer durchgängigen Einheit zu bringen.

Die persönliche Lösung des Lebensproblems fällt aber auch mit der sachlichen zusammen. Es geht eine Grundüberzeugung von der Mission der Kunst durch alles hindurch, was Schiller geleistet hat. Er findet sie darin, daß die rohe Begierde, die wilde

Leidenschaft des Sinnesmenschen durch die reine Betrachtung des Gegenstandes, durch die Ablösung und Fernhaltung von der direkten Berührung gebändigt und zum Schweigen gebracht wird, und daß der so in seinem Verhältnis zur Umgebung freigewordene Mensch für die höhere Bestimmung zugänglich ist, die ihm das intellektuelle und das moralische Leben eröffnet. Und Schiller findet die zweite und höhere Aufgabe des ästhetischen Lebens darin, daß es den in das Reich des Übersinnlichen ragenden Menschengeist mit den sinnlichen Grundlagen seines Lebens wieder aussöhnt und ihm damit die höchste Verwirklichung seines ganzen Wesens gestattet. Alle diese Grundgedanken, die wir alle kennen, entstammen Schillers eigenstem persönlichen und durchgekämpften Erlebnis. Hierin hat er mit der Kunst zugleich sich selbst verstehen wollen und verstanden, und diese Gedanken sind früh in ihm zur Klarheit gereift und zu seinem sicheren Besitz geworden. Aber es war sein Bedürfnis, sie sich zu rechtfertigen mit der vollen Sicherheit einer durchdachten und allgemeingültig begründeten Erkenntnis. Er mußte diese Auffassung, die seinen persönlichen Lebensberuf in seinem menschlichen Werte begriff, philosophisch durchdringen und er mußte sich

deutlich machen, daß das Verständnis von der Bedeutung der Kunst in der Gesamtheit des Menschenlebens, weil diese im Wesen des Menschen begründet sei, nicht bloß für den einzelnen, sondern auch für die Entwicklung des ganzen Geschlechts zutreffe.

Das ist der innere Drang, der Schiller zur Wissenschaft getrieben hat und der die Zufälligkeit seiner Lebensführung, die ihn eine Zeitlang auf das Katheder stellte, in eine wesentliche Bestimmung seiner persönlichen Entwicklung verwandelt hat. Mit jener Auffassung, die seiner Natur gemäß und deshalb die bestimmende Kraft in allem seinen geistigen Tun gewesen ist, assimilierte er sich den Gedankengehalt seiner Zeit, im letzten Grunde auch die Kantische Philosophie und die Goethesche Dichtung. Aus diesem Verhältnis aber verstehen wir, weshalb schließlich für Schillers poetisches Schaffen Philosophie und Geschichte die Bedeutung gehabt haben, die für Goethe bildende Kunst und Natur besaßen.

Die Auffassung von der Aufgabe der Kunst war für Schiller ursprünglich in die harmonisierende Weltanschauung der Aufklärung und in ihre empirische Anthropologie eingebettet gewesen. Sie atmete damals jenen Optimismus, jene Weichheit der

Welt- und Lebensauffassung, die der Literatur des 18. Jahrhunderts in diesen Richtungen eigen war. Aber an diesen Grundlagen wurde Schiller wieder durch den eigenen Lebenskampf, durch den tiefen Ernst seines Pflichtbewußtseins und durch die unbestochene Klarheit seines Wirklichkeitsblickes irre; und darum galt es für ihn, seine Überzeugung auf den Boden der neuen Philosophie hinüberzuretten, in deren Gesinnung der Dichter sein eigenes Selbst wiedererkannte. Das ist der Sinn der zähen Arbeit, mit der Schiller sich die Kantische Philosophie zu eigen gemacht hat und mit der es ihm gelungen ist, zu der letzten Klarheit über sich selbst zu gelangen. In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen hat der Grundgedanke der „Künstler" seine Formung und sichere Gestaltung aus den letzten Gründen der kritischen Philosophie gewonnen; und von der Höhe dieser ästhetischen Theorie wird es dann möglich, in den Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung mit weitem historischen Blick die Mannigfaltigkeit der Kunstformen ordnend zu überschauen. So erweist sich die treue Arbeit, die das große typische Individuum an sich selbst und in der lebendigen Ausgestaltung seiner Eigenart

vollzieht, ungewollt als eine reife Leistung, die der Bewegung des gesamten geistigen Lebens zugute kommt. Denn mit dieser Selbstverständigung Schillers ist einer der Fäden angesponnen, die in der Entwicklung nicht nur der Ästhetik, sondern der gesamten deutschen Philosophie reiche Anregung und dauernde Bestimmung bedeutet haben.

Aber ein Ähnliches hat sich nun auch mit ungewollter Mächtigkeit in der poetischen Wirkung Schillers vollzogen: die Emsigkeit seiner historischen Arbeit hat ihm die köstlichsten Früchte getragen. Als nach dem Abschluß seiner ästhetischen Theorie der lang zurückgestaute, mit der heroischen Kraft seiner Selbstbezwingung gefesselte Quell seiner Dichtung in vollen Zügen sich zu ergießen begann, da zeigte sich, daß die Geschichte das Magazin seiner Phantasie und daß der wertbestimmte Zusammenhang des Menschenlebens die Domäne seiner poetischen Kunst geworden war. Von den Höhen des geschichtlichen Lebens entnahm er die Gestalten seiner dramatischen Kunst. Mit sorgsamster Wahl und feinster technischer Überlegung formte er den Stoff zu seinem ästhetischen Gegenstande, und wenn Forschung und Reflexion diese Vorarbeit getan hatten, dann kam der zeugende

Hauch des Genius, daraus die mächtigen Bilder seiner Dramen zu schaffen. Indem der Dichter sich auf die Höhe der Geschichte, in den reinen Äther des Ewig-Menschlichen herausgearbeitet hat, gewinnt er jene tiefe und gehaltvolle Ästhetisierung des Lebens, die das charakteristische Merkmal seiner literarischen Erscheinung ausmacht. Sie erwächst aus der Zusammenarbeit dreier Gemütskräfte: der wertgetragenen Überzeugung, der verstandesklaren Lebensauffassung und der beide umspannenden Kraft der künstlerischen Phantasie.

Wenn also für Schiller die wahre Wirklichkeit, die er im Reiche des schönen Scheines findet, eine andere ist, als die gemeine und traurige Wahrheit des empirischen Daseins, so ist es darum noch lange keine weltfremde Unwahrheit und kein hohler und trügerischer Schein. Es ist vielmehr der tiefste und ernsteste Gehalt des Lebens, des Einzeldaseins ebenso wie der geschichtlichen Welt, es ist der höchste Wertsinn dieser bewegten Wirklichkeit, dem Schiller ein neues und eigenes Leben in seiner Dichtung gegeben hat. Er ist der Prophet jener Neugestaltung der Welt aus der geistigen Macht der Persönlichkeit, die den unendlich fruchtbaren Kern des Kantischen Idealis-

mus ausmacht, und wir dürfen wohl sagen, daß es in diesem Sinn keinen größeren Jünger der neuen Philosophie gegeben hat, als unsern Dichter. So sehr wie nur irgend einer ist er davon überzeugt, daß die Welt uns nicht bleiben kann und nicht bleiben soll, wie sie naturgemäß in uns hinüberzuspielen scheint. Wie der Mensch selber wahrhaft nur ist, was er aus sich macht, so ist auch die Welt zuletzt nur das, was wir aus ihr machen. Die Weltfremdheit also, von der man bei Schiller redet, ist in Wahrheit nur die Weltgestaltung aus der Persönlichkeit. Aber es handelt sich dabei um eine Weltgestaltung nicht aus der Laune und Stimmung, nicht aus dem Traume und der Leidenschaft des Einzelnen, sondern aus der wertbestimmten Gesamtheit des Gattungswesens.

So kommt es, daß das Thema der Schillerschen Dichtung durchgängig die großen Inhalte des Lebens und der Geschichte geworden sind. Zu dieser seiner Eigenart gehört das Vorwalten der moralischen Gesinnung in seinen Schöpfungen. Es ist kein blasses, gemeines Moralisieren und kein hochtrabendes Moralpredigen darin, sondern vielmehr die durchweg künstlerische Gestaltung des sittlichen Bewußtseins. Das

ist ein Punkt, bei dem viele an ihm irre geworden sind, weil sie hier nicht recht unterscheiden. Gewiß soll die Kunst so wenig Moral lehren, wie sie überhaupt lehren soll, und es ist niemals ihre Aufgabe, so wenig wie die der Wissenschaft, erbaulich zu sein. Aber es ist absolut kein Grund, warum nicht die Dichtung in ihrer künstlerischen Neugestaltung der Welt auch die sittliche Wirklichkeit unter die Gegenstände rechnen soll, die sie aus ihrer wirklichen Erscheinung in die künstlerische Form erhebt, — warum sie nicht auch die höchsten Lebensinhalte soll formen dürfen, in denen sich die Werte der Humanität verkörpern. Auch sie wahrlich gehören zu dem Bedeutsamen und dem Großen in der Realität, und der Dichter, der ihnen die ästhetische Form gibt, macht nichts weiter als das Recht geltend, das der Kunst an der Gesamtheit des Lebens, an allem Großen in ihr, wie an allem Kleinen zusteht.

Von diesem Gesichtspunkte der ästhetischen Wahrheit muß man das Schillersche Pathos betrachten, um ihm gerecht zu werden. Es ist kein Pathos der Tendenz und der Predigt, sondern es ist das Ethos der Gesinnung in ästhetischer Selbstentfaltung. Es ist wahr, wir müssen heutzutage den Sinn dafür aus

historischem Verständnis zurückgewinnen. Es geht ein anderer Zug durch unsere Zeit. Je lebenskräftiger wir nach außen betätigt sind oder betätigt zu sein meinen, um so mehr scheint die Gesinnung in die unausgesprochene Innerlichkeit des Wesens zurücktreten zu wollen. Es ist nicht modern, pathetisch zu sein; wir lieben nicht mehr den getragenen Ausdruck innerer Erregung, den redefreudigen und gedanklich stilisierten Ausfluß der Gefühle; wie wir keine Briefe mehr schreiben, sondern Postkarten und Telegramme, so gilt auch alles Auskramen des Innern in Rede und Gespräch, selbst für das Drama als altfränkisch und überwundene Mode: wir könnten uns einbilden, jenen Standpunkt erreicht zu haben, den Vischer mit dem Ausdruck bezeichnet, daß das Moralische sich immer von selbst versteht, und den Schiller selbst in dem Epigramm vorgezeichnet hat:

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
Wie, du hassest die Tugend? Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Weil wir so nordisch zurückhaltend geworden sind in der Äußerung des Selbstverständlichen, so haben wir angefangen, da, wo sie uns entgegentritt, Zweifel

an ihrer vollen Wahrhaftigkeit zu hegen, und daran liegt es, daß uns das Pathetische in der künstlerischen Darstellung unsympathisch geworden ist. Hinzugekommen ist dabei vielleicht noch ein anderes Moment. Das Pathos ist die natürliche Methode für die Wirkung auf die Massen, und es ist deshalb das wohl unerläßliche Mittel bei politischen Reden und Veranstaltungen; und da alle Parteien dazu greifen müssen, so hat auch dies zweifellos dazu beigetragen, das Pathetische zu diskreditieren. So stecken in der modernen Abneigung gegen das Pathos ästhetische, ethische, politische Motive mancherlei Art. Es ist nicht zu leugnen, daß, wer in hohen Tönen, in großen Vokabeln redet, darauf gefaßt sein muß, dem Augurenlächeln zu begegnen, das ihn um seine Ehrlichkeit befragt.

Aber diese Art und Weise ist uns gewissermaßen auch aufs Innere geschlagen. Eine Entwöhnung hat Platz gegriffen auch von dem Seelenschwung und der Begeisterung, die in solchem Pathos dereinst ihren natürlichen Ausdruck fand. Darum mag uns doch die stille Kraft der Überzeugung geblieben sein, die eine dauernde, zielsichere Arbeit durchleuchten kann, und es ist mit Sicherheit zu hoffen, daß, wenn

unser Volk sich wieder einmal vor große und entscheidende Aufgaben gestellt sieht, die ganze Glut des Enthusiasmus, die es in den großen politischen Ereignissen des 19. Jahrhunderts bewiesen hat, wieder in flammender Lohe emporschießt. Aber für das tägliche Leben sind wir erheblich kühler geworden. Ob das wirklich so viel mehr Sachlichkeit, Objektivität bedeutet, wie die Leute sich wohl einbilden, bleibe dahingestellt: die Tatsache ist unverkennbar; sie tritt von Generation zu Generation stärker hervor. Mancher unserer Zeitgenossen erschrickt und errötet, wenn ihm ein Zug naiver Begeisterung durchs Herz fährt, und sieht sich scheu um, ob er damit auch nicht lächerlich geworden ist. Ihm wäre gut, an Schiller zu lernen, wie eine ehrliche Begeisterung spricht und wie ihr Pathos keine Geschmacklosigkeit ist, — weil es echt ist.

Darum sollen wir Schiller dankbar dafür bleiben, daß er auch den ernsten, tiefen Werten des alltäglichen Lebens die wunderbare Sprache seiner Dichtung geliehen und sie in die Reinheit der ästhetischen Gestaltung erhoben hat. Es ist sehr verkehrt, dieser Seite seiner Dichtung eine Bedeutung nur für die Jugend und nur vielleicht für einen gewissen niederen

Bildungsstand zuzuerkennen und zu übersehen, daß darin ein Stück unseres Volkslebens, seine beste und dauerndste Grundlage, in poetische Höhe gehoben und eine Wirklichkeit ästhetisch geformt ist, deren festen Bestand wir mehr brauchen als alles Andere. Eine innere Reinheit und Gesundheit, eine Klarheit und Sicherheit, eine Freiheit von aller verschwommenen Vieldeutigkeit spricht aus Schiller zu uns, die er uns zu bewahren helfen möge. Möchte nie die Zeit kommen, wo dafür das Verständnis geschwunden wäre! Wenn dereinst der romantische Kreis, wie Karoline ihrer Tochter berichtet, bei der ersten Lesung des Liedes von der Glocke fast von den Stühlen gefallen ist vor Lachen, so ist es nicht eben Schiller, der uns dabei leid tut, wohl aber die selbstgefällige Neu-Romantik, die jene Verständnislosigkeit nach einem Jahrhundert zu ihrer neuen genialen Selbstherrlichkeit aufbauschen zu dürfen meint. Je mehr die Abneigung gegen das Pathos zu einer dünkelhaften Herabsetzung jener ehrlichen Gesundheit der Schillerschen Moral führt, um so lieber will ich bekennen, daß, wenn man sie aus jenem Lager, das jenseits von gut und böse liegen soll, plebejisch schilt, ich gerne ein Plebejer heißen will. Wahrlich, man kommt sich

wunderlich genug vor, wenn man, um heute über Schiller zu reden, ihn in Schutz dafür nehmen muß, daß er es gewagt hat, den Glanz seiner Sprache auch einmal der einfachsten und ehrlichsten sittlichen Gesinnung der Menschheit, den Grundfesten unsres ganzen Lebens zu leihen.

Aber noch eins ist an Schillers Ethos, das wir nicht verkennen und vergessen sollen. Es spricht in ihr die schaffensstarke Sittlichkeit des Menschen, der, den Blick auf hohe Ziele gerichtet, aufrecht, ohne Krücken und Stützen, den Weg der Gerechtigkeit wandelt. Es ist die selbstgewollte Unterordnung unter ein Vernunftgesetz, die über die eigene Aufgabe in vollkommener Sicherheit sich klar ist, ohne sich eine Einsicht in die metaphysischen Hintergründe dieser Lebensordnung zuzutrauen, — ein stark in sich gegründetes sittliches Wollen ohne alles Schielen nach Lohn und Strafe, — eine Ethik des reinen Menschentums, die bei Schiller das beste und höchste aus der gewaltigen Geistesarbeit des 18. Jahrhunderts zusammenfaßt und poetisch verklärt, ohne den spießbürgerlichen Unzulänglichkeiten oder den historischen Verständnislosigkeiten ihrer Zeit zu verfallen. Das sittliche Bewußtsein wird hier ganz auf

sich selbst und seine vernünftige Unmittelbarkeit gebaut; es bedarf keiner Grundlagen theoretischer Einsicht. Dieser Dichter des Ideals denkt so positiv und immanent wie wenige; das ist u. a. der wahre Sinn seines in zahllosen Zitaten verschiesten Ausspruchs: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", und das einzige Mal, wo er sich hat verleiten lassen, die transzendente Welt in den dramatischen Zusammenhang hereinspielen zu lassen, hat er sich damit einen seiner besten historischen Stoffe verdorben, — das Mädchen von Orleans. Doch das ist höchstens ein technischer Fehlgriff, über den sich streiten läßt und der jene ethische Gesinnung selbst nicht berührt. Mit dieser steht Schillers Sittlichkeit auf einer Höhe, die auch unter seinen Zeitgenossen wenige erreicht haben und von der die folgenden Generationen wieder herabgesunken sind. Im Gewirr des Lebens und der Meinungen, in den aufgeregten Kämpfen der Öffentlichkeit ist die Energie dieser auf das reine Wesen des Menschlichen gegründeten Ethik der Persönlichkeit überwuchert worden von der schwachen Hingabe an die Utilität der banalen Wirklichkeit, — von dem dämmrigen Schwelgen in individueller Traumseligkeit des Schauens und Ahnens,

— von der wilden Leidenschaft des Einzelnen, der die vernunftlose Durchsetzung seiner zufälligen Eigenbestimmtheit zum Weltgesetz proklamieren möchte, — oder von der resignierten Unterwerfung, die ihr moralisches Leben in einem historisch geltenden Vorstellungskreise zu verankern nötig findet. Über all dies trübe Zwischenleben winkt uns die reine Gestalt der Schillerschen Sittlichkeit zu dem Vertrauen herüber, daß, wenn einmal, früher oder später, die große Entscheidung naht, in der unser Volk um das Ganze seines geistigen Bestandes mehr noch zu ringen haben wird, als um die Wahrung seiner äußeren Macht, der Genius des Dichters zu den Rufern im Streit gehören wird, die uns nicht verlassen, solange wir sie nicht verlassen.

Dürfen wir so in Schillers Dichtung wesentlich die ästhetische Formung des menschlichen Wertlebens sehen, so hängt es damit auf das engste zusammen, daß ihre höchste Leistung da zu suchen ist, wo er diesen Inhalt aus dem Gesamtwollen, aus der Geschichte herausgearbeitet hat, — in seinen Dramen. Er selber hatte das deutlichste Bewußtsein davon, daß er die Tragödie auf ihre letzte Höhe hob, wenn er die großen Gegenstände des geschichtlichen Lebens, den

Kampf des Willens um Herrschaft und Freiheit zu ihrem Vorwurf machte. Er traf das Wesen des geschichtlichen Lebens ins Herz, wenn ihm das Wichtige darin, das den tiefen Grund der Menschheit aufzuwühlen vermöge, in dem Ringen der Persönlichkeiten bestand, die ihre gewaltige Natur zur Entfaltung bringen und an den Schranken der Dinge das Leid der Selbstzerstörung erfahren. Auch für ihn gilt es, was sein Landsmann Hegel wohl aus des Dichters Werken selbst abgelesen haben mag, daß das Gewaltigste in aller Geschichte sei, wie ein freier Wille über den andern freien Willen herrscht. Es gibt ein Anrecht der großen Persönlichkeit, ihre Eigenart bestimmend auf das Leben der Gesamtheit auszudehnen, und ein Gegenrecht eines jeden Einzelwillens, sein Leben nur der eigenen Bestimmung zu unterwerfen. Auf der Ausgleichung dieser beiden Ansprüche beruht alles historische Leben. Beide sind im Grunde genommen nur die Zweige desselben Stammes, die vielfach ineinander geästelt, von derselben Triebkraft erfüllt sind, von dem Drang nach ungehemmter Entfaltung der Persönlichkeit und ihrem Urrechte, sich ihre Welt selber zu gestalten. Nur die Machtlage entscheidet, wer diesen selben Kampf um

die Herrschaft, wer ihn um die Freiheit führt. Diesen Stimmen des geschichtlichen Lebens mit aller Glut der Leidenschaft, die darin spricht, und mit aller Macht der Gedanken, die ihnen die Worte leihen, lauschen wir in Schillers Dramen. Er hatte hierin während der Zeit seiner inneren Selbstverständigung das Gewaltigste des Menschenlebens erkannt, und er stellte die lebendigen Gestalten, die von diesem Leben erfüllt waren, vor den Blicken seiner Zeitgenossen auf, vor den erstaunten Augen jenes staatslosen Geschlechts, das selber jede innere Fühlung mit diesem geschichtlichen Leben verloren hatte.

Dabei hat sich das Wunderbare wiederholt, daß ungewollt der von innen heraus erwachsenen Notwendigkeit der ästhetischen Selbstdarstellung des Genius die mächtige Wirkung auf sein Volk entsprang, an die er nicht gedacht, die er nicht geglaubt, die er vielleicht nicht gewünscht, am wenigsten aber beabsichtigt hat. Aus dem Leben der Helden und der Völker, die er auf die Bühne führte, sprachen die Ideale des politischen Lebens mit so zündender Gewalt, daß sie für Deutschland zum Weckruf des politischen Gewissens geworden sind und daß in ihnen die ganze ihrer selbst noch nicht gewisse, traumhaft

tastende Sehnsucht von Jahrzehnten sich selber wiederfinden konnte, — ein leuchtendes Beispiel, wie die Geschichte Dichtung werden muß, um die erzieherische Macht über die Menschen zu erlangen, die sie in ihrer trocknen Realität allein nur so selten zu besitzen pflegt.

Drum erscheint unter allen Deutungen der Schillerschen Tragödien auch mir die zutreffendste die, welche die Selbstentfaltung und Selbstzerstörung der Herrschernatur für ihren durchgängigen Grundzug ansieht. Von Karl Moor bis zu Don Cesar und Demetrius schreiten die kraftstrotzenden Gestalten an unserm Auge vorbei, die das Bewußtsein ihrer Übermacht als Gesetz ihrer Umwelt aufprägen wollen und damit nach außen wie nach innen ihr Leben zerstören. Es ist die Tragödie des Herrscherwillens, die Schiller uns immer in neuer Gestalt vorführt. Drum sind ihm auch fast durchweg die männlichen Charaktere vollkommener gelungen als die weiblichen; darum sind unter den letzteren nur die zu eindrucksvoller Eigenart herausgearbeitet, die etwas von der Kraft und dem Rechte des Herrschens an sich haben; das hat die Gräfin Terzky vor Thekla, hat Isabella vor Beatrice voraus, und nirgends vielleicht ist der

Dichter in dieser Hinsicht glücklicher gewesen, als wo er die beiden verschiedenen Arten der weiblichen Herrschernatur in Elisabeth und Maria miteinander kontrastiert.

Auf jeden Fall aber ist es eben der Kampf der Persönlichkeiten, das Übergreifen der Gewaltigen über die andern und das Aufringen gegen solche Übermacht, es ist der Wechselstreit von Herrschaft und Freiheit, worin der Dichter mit tiefer Weisheit das innerste Wesen des historischen Lebens erkannt und künstlerisch geformt hat. Auch die Ästhetisierung der Historie ist bei ihm kein willkürliches Spiel einer weltfremden Einbildungskraft, sondern ein tiefes Erfassen und ein schöpferisches Neugestalten der lautersten Wahrheit der Geschichte selbst. In diesem Sinne ist für Schiller die Geschichte immer Persönlichkeitsleben geblieben, und jene beiden großen Werte von Herrschaft und Freiheit haben für ihn einen gemeinsamen Feind in der elementaren Macht der Massen, der personalitätslosen und deshalb verantwortungslosen Majoritäten. Wer, wie er, von dem Lebensideal durchdrungen ist, daß der Mensch nur wert ist, was er aus sich selbst macht, daß in der Menschheit nur der zählt, der sich selber zu eigenem persönlichen

Leben geformt und neu geschaffen hat, der sieht das wertbestimmte Leben des Geschlechts in diesen Gestaltungen der persönlichen Entwicklung, und in der nivellierenden Verschmelzung der Massen nur den Untergang der geschichtlichen Werte, die sich aus ihr herausgerungen haben. So steht Schiller in der vornehmen Persönlichkeitsgesinnung, die den Adel in der sittlichen Welt sucht, mit den schärfsten seiner Urteile, mit den gespitztesten Pfeilen seiner Verse im Epigramm wie im Drama an der Schwelle des Jahrhunderts, das Hegel mit den Worten charakterisiert hat: „Die Massen avancieren".

Die Selbstbestimmung der Persönlichkeit, die das bewußte Wesen der gesamten deutschen Bildung in Dichtung und Philosophie darstellt, die das Prinzip der Kantischen Philosophie und das Geheimnis des Goetheschen Lebens bildet, hat in Schillers Dichtung ihre historische Form gefunden, wie sie in seiner rastlosen Arbeit an sich selbst auch als seine persönliche Maxime uns entgegentritt. Je schärfer er das ausprägt, um so helleres Licht fällt auf die Unzulänglichkeit des Gegebenen. Darin besteht die ins Unendliche weisende Rastlosigkeit des Schillerschen Lebens. In ihr verbindet sich mit dem sichern Bewußtsein des

Wertes und der Aufgabe und mit dem Ernst des Willens, der sich in ihren Dienst stellt, die volle Klarheit über die unvermeidliche Unerfüllbarkeit des Ideals. Das gibt die Züge der Resignation und die dunkeln Farben im Weltbilde für Schillers Dichtung ab. Er hat nichts von jener wirklichkeitssatten Befriedigtheit, die Hegel als das geistige Tierreich beschrieben hat, aber er hat auch nichts von dem markloſen Dämmern in spielerischer Resignation.

Darum wissen die nichts mit ihm anzufangen, denen ihre Welt gerade so recht ist, wie sie sie vorfinden, aber auch die nichts, die sich in die Hypnose einer ahnungsvollen, unaussagbar deutenden Verzückung flüchten. Das sollte uns das Vorbildliche an Schiller sein, wie er die Welt in ihrer ganzen Wirklichkeit mit klarem Blicke auffaßt, um in sie hinein die formende und gestaltende Kraft seines eigenen Lebens zu ergießen. Er hat den Worten des Glaubens, der seine ganze Seele erfüllte, die „Worte des Wahns" entgegengestellt, jenem Zug der Idee, der die Wirklichkeit überflügelt, den erschlaffenden Traum derer, die da meinen, jemals das Vollkommene aus dem wirklichen Leben empfangen und einfach genießen zu können. Er spricht von dem Wahn des goldenen

Zeitalters, wo das Rechte, das Gute in sicherer Verwirklichung gegeben, wo die Wahrheit vollkommen erfaßt, nur fertig abzulesen wäre. Er redet von denen, die da glauben, den Wert im Leben zu finden, ohne ihn hineinzulegen, und er gibt sein letztes Bekenntnis in den Schlußworten:

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch, — das Schöne, das Wahre.
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor:
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Kuno Fischer,
Schiller-Schriften.

I. Reihe.

Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. — Schiller als Komiker.

Geheftet 6 Mk. In Leinwand 7.50 Mk. In Halbfranz 8 Mk.

II. Reihe.

Schiller als Philosoph. 2 Teile.

Geheftet 6 Mk. In Leinwand 7.50 Mk. In Halbfranz 8 Mk.

Die Philosophie im Beginne des 20. Jahrhunderts.

Unter Mitwirkung von

B. Bauch, K. Groos, E. Lask, O. Liebmann, H. Rickert, E. Troeltsch, W. Wundt

herausgegeben von

W. Windelband.

Vollständig in 2 Bänden.

I. 5 Mk. II. 5.40 Mk. In einen Halbfranzband gebunden 12.40 Mk.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Das Ding an sich und das Naturgesetz der Seele.

Eine neue Erkenntnistheorie

von **Ernst Fr. Wyneken, Dr. phil.**

gr. 8°. Geheftet 15 Mk.

Vorlesungen über Psychologie

von

Dr. Max Dreßler,

Grh. Hofarzt und Hofrat.

gr. 8°. Geheftet 3.60 Mk. In Leinwand 4.50 Mk.

Nietzsches Philosophie

von

Arthur Drews,

a. o. Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

gr. 8°. Geheftet 10 Mk. Halbfranz 12 Mk.

Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß.

Mit biographischer Einleitung und dem Bilde Hartmanns

von

Arthur Drews.

gr. 8°. Geheftet 16 Mk. Halbfranz 18 Mk.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.